

Zerbrochene Träume

Sie kamen einmal als Flüchtlinge und leben noch immer in den Lagern der Vereinten Nationen. Wann können sie wieder zurück in ihre Heimat Darfur gehen? Oder müssen sie für immer im Aufnahmeland Tschad bleiben? Bericht aus einem weitgehend vergessenen Winkel der Erde.

TEXT: CHRISTIAN SELBHERR | FOTOS: JÖRG BÖHLING





Auf dem Weg zur Feldarbeit: Die Flüchtlinge müssen oft viele Stunden zurücklegen. Unten: Das Flüchtlingslager Djabal liegt nahe der kleinen Stadt Goz Beida im Osten des Tschad.

mesgruppen mit archaischen Traditionen, bitterer Streit um knappen Ackerboden und begehrte Ölreichtümer, die Gier der Politiker nach Macht. Wenn Salahadine seine Eltern fragt, dann erzählen sie ihm, wie die bewaffneten Kämpfer im Dorf einfielen. Wie sie aber gerade noch rechtzeitig gewarnt worden waren. Und wie sie beschlossen, hinüber ins Nachbarland zu fliehen.

„Ich war noch ein Kind damals“, sagt Salahadine heute. Und will zugleich sagen: Heute ist er keines mehr. Heute gehört er zu den vielen, vielen jungen Menschen, die als Flüchtlingskinder in einem Notlager aufwuchsen, und jetzt erwachsen werden. Zwölf Flüchtlingslager gibt es an der Grenze zwischen Sudan und Tschad, mit insgesamt mehr als 200 000 Menschen. Die Mehrzahl wird jünger als 25 Jahre sein.

Aus Zelten werden Hütten und Häuser

Welche Möglichkeiten bieten sich diesen jungen Menschen, wenn sie sich nicht auf das lebensgefährliche und teure Wagnis Europa einlassen wollen? Oben, in der Bergregion Tibesti soll es große Goldfelder geben. Dahin schlagen sich manche Flüchtlinge durch, in der Hoffnung auf



*Der Sultan von Sila:
„Wir versuchen, zwischen Einheimischen und Flüchtlingen zu vermitteln.“*

schnellen Reichtum, mit dem sie einen Menschenhändler bezahlen und die nächste Etappe in Richtung Europa finanzieren können.

Salahadine will einen anderen Weg einschlagen. Zusammen mit seinem Schulfreund Yacoub, den er seit Kindertagen kennt, besucht er regelmäßig den Unterricht in einer Schule im Lager.

Diese Schulen werden allesamt vom Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS) betrieben – eine der wenigen Hilfsorganisationen, die hier noch aktiv sind. „Die Zeit der größten Not ist vorbei“, haben sie beim JRS analysiert. Es kommen keine neuen Flüchtlinge mehr, und wer hier ist, der hat sich aus den Notunterkünften und Flüchtlingszelten herausgearbeitet und sich eigene Häuser gebaut. Im traditionellen Stil, wie zu Hause in Darfur. „So ein Haus hält immerhin acht Jahre lang, dann müssen wir ein neues bauen“, erklärt Salahadine, nachdem er einen bunten Webteppich vor dem Haus auf dem Erdboden ausgerollt hat. Besucher sollen schließlich nicht auf der blanken Erde sitzen müssen. Ungewöhnlich grün ist es zur Zeit. Es sind die wenigen Wochen des Jahres, in denen Regen fällt. Den Rest der Zeit brennt die heiße Sonne hernieder

ES IST NICHT SO lange her, da hat Salahadine Juma Abdallah wieder eine Nachricht bekommen. Ein Freund hat sie ihm geschickt, auf sein Telefon. Sie kam von ganz weit her aus dem fernen Europa und überquerte das Meer, die Berge und die Wüste, und traf schließlich bei Salahadine ein. Den genauen Wortlaut weiß er nicht mehr, aber die Botschaft war klar und einfach: „Tu es nicht! Es ist zu gefährlich.“

Salahadine blickt auf. Ein paar seiner Freunde haben den langen Weg nach Norden auf sich genommen und es bis nach Europa geschafft. Auch er selbst hat sich das schon überlegt – aber sich bisher immer dagegen entschieden. Die Informationen seiner Freunde sind eindeutig.

Es ist zu weit. Zu gefährlich. Das schaffst du nicht.

So bleibt Salahadine Juma Abdallah – sein zweiter Vorname ist der Name seines Vaters, der dritte kommt vom Großvater – vorerst da, wo er schon lebt, seit er denken kann. Im Flüchtlingslager Djabal, nahe der kleinen Stadt Goz Beida. Wo genau das ist? Salahadine wusste es selbst lange nicht so richtig. Heute ist er Anfang 20. Damals, als er an der Hand seiner Eltern nach Djabal kam, war er noch ein kleines Kind. Die Familie musste ihre Heimat verlassen, jene krisengeschüttelte Region Darfur im Sudan. Vor knapp fünfzehn Jahren brach dort der Krieg aus, dessen Ursachen noch nie jemand so recht durchschaut hat. Verfeindete Stam-





Wie heißt du? Was ist dein Traum? Junge Flüchtlinge lernen Französisch.



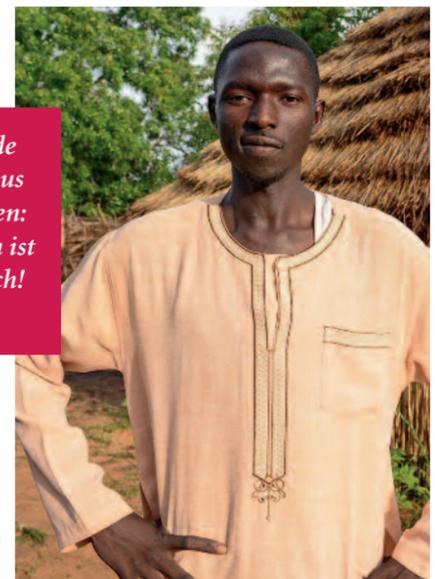
„Meine Freunde schreiben mir aus Europa. Sie sagen: Der Weg dorthin ist viel zu gefährlich! Tu es nicht.“

und verwandelt das Gebiet in staubtrockene Wüste. Aber jetzt, während der Regenzeit, sind die wenigsten Bewohner zu Hause. „Sie arbeiten weit weg, auf dem Feld“, erklärt Salahadine. Auch seine Eltern haben den weiten Weg zurückgelegt. Mehrere Stunden sind es, auf dem Eselskarren, oder gar zu Fuß. Dort pflanzen sie Hirse, Sesam und Bohnen an. Der Ertrag muss reichen für den Rest des Jahres, wenn kaum noch etwas wächst und das Geld nicht genügt für große Einkäufe auf dem Markt in der Stadt.

Das Essen wird knapp

Noch immer liefert das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) regelmäßig Lebensmittel. Doch die Rationen sind vor kurzem drastisch gekürzt worden. Die Flüchtlinge seien zu sehr an die Nahrungsmittelhilfe gewohnt, heißt es, und allmählich müssten sie einen Anreiz bekommen, das Lager wieder zu verlassen und nach Hause zu gehen. Zurück nach Darfur? In der Tat hat man wenig gehört über den Konflikt. Sollte es etwa sicher genug für eine Rückkehr sein?

Einige Familien haben sich dafür entschieden und den einen oder anderen



„Ich wünsche mir, dass wir eines Tages nach Amerika gehen dürfen.“ Die junge Sima (mit rotem Schleier) vor dem Haus ihrer Familie.

vorausgeschickt, quasi als Kundschafter - wie ist die Lage zu Hause? Doch was sie zurückmelden, klingt meistens nicht sehr ermutigend. „Unser ganzes Dorf ist weg“, haben die einen berichtet. Oder: „Das Land gehört uns nicht mehr, jemand anderes hat es in Besitz genommen.“ Und dass in Sudans Hauptstadt Khartoum vergangenes Jahr ein Umsturz stattfand, der dem langjährigen Machthaber und international als Kriegsverbrecher gesuchten Omar al-Bashir das Amt kostete, das gibt zwar vielleicht Hoffnung auf Frieden, bringt aber zunächst einmal nur: weitere Ungewissheit.

Wer also realistisch ist und sich der Wahrheit stellen will, der sieht: Nach Hause werden die wenigsten zurückgehen. Der Tschad muss wohl zur neuen Heimat werden. Es ist ein riesiger Staat, etwa 3,6 Mal so groß wie Deutschland, und eines der größten Länder Afrikas. Mit Idriss Déby herrscht seit 1991 derselbe Mann über die frühere französische Kolonie. Französisch als Amtssprache - während der Sudan und damit auch Dar-

fur eher britisch-englisch geprägt ist. Das erschwert es den Flüchtlingen, sich in der neuen Umgebung zu integrieren. In den Programmen des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes wird deshalb Französisch unterrichtet.

„Wie heißt du?“ schreibt einer an die Tafel. „Woher kommst du?“ und: „Was ist dein Traum?“ - „Ich wünsche mir, dass wir eines Tages nach Amerika gehen dürfen“, sagt die junge Sima, 18 Jahre alt. Doch die Aussicht, einen der begehrten Plätze in einem sogenannten „Resettlement“-Programm zu bekommen, ist gering. Zwar haben die USA immer wieder Flüchtlingsfamilien aus Darfur aufgenommen. Aber beim derzeitigen politischen Klima dort? „Seit 14 Jahren sind wir hier“, sagt Sima. Sie werden wohl weiter warten.

Als junges Mädchen wurde sie von ihren Eltern getrennt. Einige Geschwister und Verwandte haben es mit ihr bis nach Djabal geschafft. Eine Tante kam ums Leben. Es dauerte zehn Monate, bis sie die erste Lebensmittelliste und damit das



Recht auf eine Versorgung durch die Vereinten Nationen bekamen. „Das Leben ist immer noch sehr hart hier“, sagt die 18-Jährige.

Sie denkt an die anderen, die gerade irgendwo auf dem Feld arbeiten. Auch das sei oft schwierig, nicht nur wegen der harten Arbeit. Es gibt oft Streit unter Flüchtlingen, aber mehr noch mit Einheimischen. Der Tschad ist ein armes Land, und bei den schwierigen klimatischen Bedingungen bleibt oft nicht genug Platz, um alle zu ernähren. „Wir bauen uns auf einem Feld etwas auf“, sagt Sima.



Am Sonntag ist Markttag, und viele Händler bieten ihre Waren in einem ausgetrockneten Flussbett an (oben).



FÜNFUNDZWANZIG PRO MINUTE



Während in Deutschland die Zahl derjenigen Menschen, die um Asyl bitten, seit 2017 deutlich gesunken ist, sieht es in anderen Teilen der Welt ganz anders aus. Die neuesten Statistiken der Vereinten Nationen beziehen sich auf das Jahr 2018. Sie besagen, dass es weltweit 70,8 Millionen Flüchtlinge gibt - so viele wie nie zuvor seit Gründung des UN-Flüchtlingshilfswerks. Im Durchschnitt müssen jede einzelne Minute 25 Menschen die Flucht antreten. Das macht insgesamt 37 000 Menschen an jedem Tag des Jahres. Mehr als die Hälfte bewegt sich zunächst innerhalb des Heimatlandes, sie sind sogenannte Binnenflüchtlinge, oder im internationalen Sprachgebrauch: „Internally Displaced People“ (IDP). Die fünf Länder mit den meisten Binnenvertriebenen sind Kolumbien, Syrien, DR Kongo, Äthiopien und Somalia. Weil Kriege und Konflikte zu meist in ärmeren Regionen ausbrechen, findet man weltweit die meisten Flüchtlinge in den Entwicklungsländern. Ins reiche Europa, in die USA oder nach Australien schaffen es vergleichsweise wenige - auch wenn Deutschland zu den fünf größten Aufnahmeländern zählt - hinter der Türkei, Pakistan, Uganda und dem Sudan. Der Weg zurück in die Heimat gelingt nur selten. Lediglich rund 600 000 Flüchtlinge konnten 2018 zurückkehren. Der Rest wartet in Lagern, in den Slums der Großstädte, oder befindet sich irgendwo auf dem Weg von einem Ort zum anderen. Aus provisorischen Flüchtlingslagern werden mit der Zeit ganze Städte. Mit 217 000 Flüchtlingen (Stand: Dezember 2019) war Dadaab in Kenia lange das größte Camp der Welt. Inzwischen wurde es abgelöst; aber nicht deshalb, weil Dadaab sehr viel kleiner geworden oder gar verschwunden wäre. Bidi Bidi in Uganda nahm 270 000 Menschen aus dem Südsudan auf, und mit dem Konflikt in Myanmar hat sich in Bangladesch das Camp Kutupalong gebildet, das heute mehr als 600 000 Menschen Zuflucht bietet.



nat, und „Dar Sila“ ist ein anderes. Auf diesem Gebiet liegt heute die Stadt Goz Beida. Der aktuelle Sultan von Sila gilt als weiser älterer Mann, der den Frieden im Sinn hat. Bei einer kurzen Audienz in seinem schlichten Palast im Zentrum von Goz Beida betont er, wie er versucht, bei Streitigkeiten ums knappe Ackerland zu vermitteln. Ja, da gebe es immer wieder Probleme, aber er sagt auch: Immerhin würden doch Flüchtlinge und Einheimische seit 15 Jahren zusammenleben.

Der Sultan selbst hat sich damals darum gekümmert, dass das Flüchtlingslager auf einem guten Stück Land Platz fand. „Dafür müsste mir die internationale Gemeinschaft eigentlich einen Orden verleihen“, sagt er und lacht leise. Seine Macht jedoch ist begrenzt. Der wahre Herrscher ist das Militär in der fernen Hauptstadt N'Djamena. Was, wenn Idriss Déby einmal abtritt, freiwillig oder erzwungenermaßen?

„Dann sind wir in großen Schwierigkeiten“, sagt eine Mitarbeiterin des JRS, die man besser nicht mit Namen nennen sollte. Viele fürchten, dass es dann einen Kampf um die Erbfolge des Präsidenten geben könnte. Womöglich gar mit bewaffneten Milizen, die ihre Kämpfer unter den jungen Leuten in den Flüchtlingslagern anwerben.

Doch weshalb sollte man derart missmutig in die Zukunft blicken? Auch Menschen wie der junge Salahadine und die junge Sima haben ihren Optimismus ja noch lange nicht verloren. ●

„Und dann kommen andere und machen alles kaputt.“ Die Flüchtlinge stehen dann schnell als Verlierer da. Auch die einheimischen Bauern legen sich nicht gerne mit der Staatsmacht an. Militär und Geheimdienste sind gefürchtet, freie Meinungsäußerungen nicht erwünscht.

Eine Audienz beim Sultan

Bevor die Franzosen das Territorium eroberten, gab es viele kleinere und größere Reiche, an deren Spitze jeweils ein Sultan regierte. „Dar Fur“ war ein solches Sulta-